

Mart Busche
*»Die Welt geht ja
nicht unter, wenn
ich ihn nicht haue«*
Nichtgewalttätiges
Handeln von
Jungen

»Die Welt geht ja nicht unter, wenn ich ihn nicht haue«

Hildesheimer Geschlechterforschung

Band 5

Mart Busche promovierte im Fachgebiet »Soziologie der Diversität« an der Universität Kassel.

Mart Busche

»Die Welt geht ja nicht
unter, wenn ich ihn nicht
haue«

Nichtgewalttätiges Handeln von Jungen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Eine Publikation des Zentrums für Geschlechterforschung (ZfG), Hildesheim

Publiziert mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Universität Hildesheim



Vorstand:

Meike Sophia Baader,
Ulrike Bohle-Jurok,
Stefani Brusberg-Kiermeier,
Annemarie Matzke,
Toni Tholen

Dissertation an der Universität Kassel, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Fachgebiet Soziologie der Diversität, Datum der Disputation: 29. Juni 2020

ISBN 978-3-593-51565-6 Print

ISBN 978-3-593-45055-1 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-45056-8 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2022. Alle Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: le-tex xerif

Gesetzt aus der Alegreya

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Die Worte sind schön, aber sie erreichen David nicht. Was ihn erreicht, ist der Arm, den Paul um ihn legt, und die Zigarette, die er ihm anbietet, und nirgends findest du größere Liebe als bei denen, die das Gesetz übertreten.

(Dietmar Dath, 2006: 274)

Inhalt

Einleitung	11
Zur Situierung von Studie und verfassender Person	18
Anknüpfungspunkte in der geschlechtsbezogenen Gewalt- und Jugendforschung	22
Geschlechtsbezogene Gewaltforschung	22
Jugendgewalt und Jungengewalt	25
Gewaltdistanz und Gewaltablehnung	30
Zusammenfassung	35
Überblick über die Struktur der Studie	36
1. Gegenstandstheoretische Bezüge	39
1.1 Männlichkeit(en)	40
1.1.1 Hegemoniale Männlichkeit	42
1.1.2 Der männliche Habitus und die männliche Herrschaft ..	52
1.1.3 Erweiterung der Perspektiven auf Männlichkeiten* und Gewalt(losigkeit)	56
1.2 Jugend und Subjektivierung	65
1.2.1 Adoleszenz als Phase des Übergangs	67
1.2.2 Vergeschlechtlichte Subjektivierung	74
1.3 Perspektiven auf gewalttätiges und nichtgewalttätiges Handeln	77
1.3.1 Verletzungsmacht, Verletzungsoffenheit und Normen der Anerkennung	78
1.3.2 Ethische Gewaltlosigkeit	80
1.3.3 Nichtgewalttätigkeit	83
1.4 Analyseleitende Fragen	84

2. Die sind doch noch gut: Das Wiederverwenden von Daten	89
2.1 Die sekundäre Verwertung qualitativer Daten	89
2.2 Beschreibung der Datenerhebung	91
2.3 Herangehensweisen in der Sekundäranalyse	94
3. Methodologie und methodisches Herangehen	101
3.1 Die wissenssoziologische Analyseperspektive	101
3.2 Die subjektivierungstheoretische Analyseperspektive	105
3.3 Die intersektionale Analyseperspektive	108
Standortgebundenheit und Situiertheit des Wissens	113
3.4 Konkrete Schritte: Die dokumentarische Methode der Interpretation	115
4. Empirische Rekonstruktionen	121
4.1 Beschreibung der Interviews	121
4.2 Portraits der Jugendlichen	124
Danny	124
Emil	125
Jonas	126
Lasse	126
Linus	127
Lukas	128
Marc	129
Ozan	130
4.3 Selbstpositionierungen, Zugehörigkeits- und Differenzerfahrungen	132
4.3.1 Lukas: »Im Gegensatz zu anderen Kindern seh ich das positiv« – Männlichkeitsdistanz und Bildungspassung	135
4.3.2 Marc: »Ich will nicht so werden wie er« – Ambivalente Positionierungskämpfe	144
4.3.3 Lasse: »Heute ist was völlig anderes« – Verhaltensbezogene Differenzerfahrungen in der Schule	154
4.3.4 Linus: »Die Meisten kloppen sich ja auch öfter und sowas mag ich nicht« – Körper- und heteronormativitätsbezogene Differenzerfahrungen	166

4.3.5	Jonas: »Auf jeden Fall hab ich keinen Fehler gemacht« – Der weitere Bildungsweg als Entscheidungsfall	172
4.3.6	Danny: »Frauenrassistisch, das höre ich oft« – Protestierende Zugehörigkeitsbearbeitung	183
4.3.7	Ozan: »Dass ich halt hier was bewege« – Doppelte (Nicht)Zugehörigkeits-erfahrungen	193
4.3.8	Emil: »Aufgewachsen bin ich ganz normal« – Umfassende Passungsverhältnisse in differenzierungsarmen Erfahrungsräumen	209
4.4	Bewältigungsformen und Orientierungsrahmen im Umgang mit unterschiedlichen Gewaltwiderfahrnissen	215
4.4.1	Rationalisierung	216
4.4.2	Ambivalenz	228
4.4.3	Akzeptanz	231
4.4.4	Wehrhaftigkeit	236
4.4.5	Diskussion	256
4.5	Navigieren durch Topografien der Alltagsgewalt: Orientierungen zwischen Gewalttätigkeit und Nichtgewalttätigkeit	260
4.5.1	Zwischen Gewaltablehnung und Selbstverteidigungen: Normative Orientierungen für das eigene Handeln	262
4.5.2	Zwischen Dysfunktionalität und Unversehrtheit: normative Orientierungsmuster für die eigene Nichtgewalt	265
4.5.3	Zwischen Zukunftsfähigkeit und Kontrollverlust: Generative und professionelle Orientierungen auf Nichtgewalttätigkeit	269
4.5.4	Zwischen Schlichten und Drohen: Protektivistische Orientierungen auf Nichtgewalttätigkeit	276
4.5.5	Zwischen Kanalisierung und Optimierung: Gewaltregulierende Techniken des Selbst als normative Orientierungen	281
4.5.6	Zwischen ruhiger Oberfläche und Angriffsfläche: Provokationsvermeidende Handlungsorientierungen	288
4.5.7	Zwischen Beruhigung und Verständigung: Deeskalative Handlungsorientierungen	294

4.5.8 Zwischen schmeichelndem Spiegel und Dompteurin: Bezugnahmen auf Mädchen	304
4.5.9 Verdichtung und Diskussion der Ergebnisse	307
5. Theoretische Rückbindungen und Erweiterungen	313
5.1 Jungenhaftigkeit und Jungmännlichkeit	314
5.2 Nichtgewalttätige Praxen als Teil hegemonialer Jungmännlichkeiten	316
5.3 Widersprüchliche Anforderungen im adoleszenten Möglichkeitsraum	319
5.4 Schließende Zusammenfassung	322
Transkriptionszeichen	325
Literatur	327
Dank	357

Einleitung

Das titelgebende Zitat dieser Studie stammt von dem 14-jährigen Ozan, der den Gegenstand dieser Forschungsarbeit benennt: die Möglichkeit nichtgewalttätigen Handelns. Sinngemäß sagt er, dass kein Unheil droht, wenn er gegen sein Gegenüber keine Gewalt anwendet. Vor welchem Hintergrund kommt er zu diesem Schluss? Es erscheint als empirisch belegte Binsenweisheit, dass ein gewisses Maß an und bestimmte Ausprägungen von Gewalt im Leben von Männern und Jungen gesellschaftlich als ›normal‹ angesehen werden – nicht zuletzt von ihnen selbst (vgl. Jungnitz et al. 2004). Von daher gilt für öffentliche Debatten oft, was auch in der Soziologie Normalität ist: Wenn es um Jungen und junge Männer geht, fällt der Blick nicht auf ihre Friedfertigkeit oder auf nichtgewalttätiges Handeln. Vielmehr sind physische Gewalt und andere als deviant definierte Praktiken im Fokus. Dabei sind gewaltfreie Handlungen die Regel und aus soziologischer Perspektive nicht weniger erklärungsbedürftig als gewalttätige Praktiken.

Wenn ich hier im Folgenden von ›Nichtgewalttätigkeit‹ schreibe, bedarf dies einer genaueren Bestimmung: Ich meine damit etwas Anderes als Friedfertigkeit oder die Summe der Handlungen, die keine Gewalt enthalten. Vielmehr verstehe ich Nichtgewalttätigkeit als eine Handlungspraxis im Angesicht einer gewalthaltigen Situation, die etwas Anderes an die Stelle setzt, an der eine Gewalthandlung stehen könnte. Sie stellt sich also als eine Aktivität dar, zu der – manchmal naheliegendere – Alternativhandlungen bestehen. Dies weist auf innere und äußere Kontextbedingungen und Prozesse hin, die auf potenziell gewalthaltige Situationen einwirken. Solche Kontexte und Abläufe sollen hier im Folgenden aus der Perspektive sich als Jungen positionierender Jugendlicher rekonstruiert und geordnet werden.

In öffentlichen Auseinandersetzungen mit Gewaltsituationen wird oft auch Geschlecht thematisiert, wenn auch meistens implizit oder in Ver-

knüpfung mit Rassisierungen, etwa wenn die Gewalttäter dadurch als ›andere‹ markierbar sind (wie z. B. in der medialen Debatte um die Silvesternacht in Köln 2015/16). Die öffentlichen Diskurse transportieren binäre Geschlechterkonstruktionen, bei denen einerseits Männlichkeit und Täterschaft und andererseits Weiblichkeit und Opferschaft verkoppelt sind – gegenteilige Bilder sind höchst selten und aufgrund ihres Status als vermeintlichem Einzelfall durch Überbelichtung und Verbesonderung darin gefährdet, als eine Facette einer gesellschaftlichen Problematik begriffen zu werden, die Aufschluss über Entwicklungsbedarf in den sozialen Verhältnissen geben kann. Kinder und Jugendliche werden in diese Verhältnisse hineinsozialisiert und werden durch diese beschränkt: Mit einem zweigeschlechtlich differenzierenden Blick zeigt sich beispielsweise im Bereich der sexualisierten Gewalt, dass in Aufdeckungsprozessen Männlichkeitsvorstellungen bei den Betroffenen wie auch im Unterstützungssystem eher als Hemmnis wirken zu scheinen als Weiblichkeitsvorstellungen (vgl. Bange 1993; Lenz 1996). Damit ist das Darüber sprechen als Teil einer Bewältigungsweise für Jungen möglicherweise weniger zugänglich als für Mädchen, insbesondere in Kontexten traditioneller Männlichkeitsnormen (vgl. Priebe/Svedin 2008: 1105; Haas 2016: 22). In der Tendenz wird Mädchen hingegen nach wie vor kaum zugestanden, anhand des Gewaltgebrauchs zu demonstrieren, »inwieweit jede[s] einzelne zu sich selbst, zu seinen Leidenschaften, zu seinem eigenen Willen steht« (de Beauvoir 1995: 440; vgl. auch Hagemann-White 1993a: 62), während dies in einer Jungensozialisation – zumindest als legitime Möglichkeit – als Regel erscheint. Dabei soll hier kein Missverständnis darüber entstehen, dass Jungen und Mädchen per se unterschiedliche Wesensmerkmale aufweisen würden. Vielmehr dient Geschlecht als gesellschaftliches »Organisationsprinzip« (Becker-Schmidt/Knapp 1995: 18) bzw. als Strukturkategorie (Beer 1990), welche kollektiv geteilte ›Geschlechterfiktionen‹ hervorbringen, deren subjektive Aneignung aber brüchig und konflikthaft (vgl. Bereswill 2008) verläuft. Eine der Strukturperspektive verpflichtete sozialwissenschaftliche Männlichkeitenforschung kann das Gewalthandeln junger Männer so als eine (klassen- und/oder ethnizitätsbezogene) Herstellungspraxis von Männlichkeit analysieren (vgl. Messerschmidt 1993, Kersten 1997a, Meuser 2002). Im Vergleich mit Studien zu gewalttätigen jungen Frauen verschiebt sich jedoch der Blick, da bei diesen die gleichen Beweggründe für das Gewalthandeln festgestellt werden können: Autonomie oder das Erlangen von Respekt (vgl. Neuber 2010). Es ließe sich somit fragen, ob also überall Männlichkeit hergestellt

wird, wenn Gewalt im Spiel ist. Würden ›Anerkennung‹ und ›Respekt‹ als männlich konnotierte Subjektivierungsanforderungen verstanden, müsste die Frage mit ›ja‹ beantwortet werden. Wird im Umkehrschluss mit dem nichtgewalttätigen Handeln von Jungen dann Weiblichkeit hergestellt? Diese Fragen deuten nicht nur auf empirischen, die Aneignungsweisen von Geschlecht betreffenden Klärungsbedarf hin, sondern auch auf das Nutzen theoretisch-konzeptioneller Werkzeuge, die Geschlecht respektive Männlichkeit nicht mit Handlungsweisen von Jungen und Männern in Eins fallen lassen: Nicht alles, was ein Junge oder Mann tut, ist automatisch männlich.

Wenn in den Sozialwissenschaften von Männlichkeit die Rede war, dann war lange ganz selbstverständlich das gemeint, was Männer oder Jungen tun. Erst mit zunehmender – nicht zuletzt feministischer – Kritik an ›neutralen‹ Vorstellungen von Geschlecht (z.B. an Parsons instrumenteller Geschlechtsrollentheorie, vgl. Parson 1954) entwickelte sich eine Kritik an dieser scheinbaren Kongruenz. Mit der Trennung von Sex und Gender (vgl. Oakley 1972) und der Entwicklung von Theorien, die Geschlecht als sozial konstruiert begreifen¹, konnten auch die Vielfalt von ›gemachten Männern‹ (vgl. Connell 1999) und ihre unterschiedlichen Positionierungen im Patriarchat in den Blick genommen werden. Noch einen Schritt weiter gehen dekonstruktivistische Ansätze, die ›Männlichkeiten queeren‹ (vgl. Degele 2007) und aus heteronormativitätskritischer Perspektive binäre Verweisstrukturen aufzulösen versuchen und eine grundsätzliche Ambivalenz des Geschlechts als eines seiner Hauptmerkmale behaupten (vgl. Butler 2018: 44). Zunehmend kommen – nicht zuletzt aufgrund der Verwobenheit von Forschung mit sozialen Bewegungen – neben Geschlecht auch weitere Differenzverhältnisse in den analytischen Blick, die mit Männlichkeiten ›intersektionale Verbindungen‹ eingehen, und die Männlichkeit als dominante Kategorie unterlaufen, verstärken oder anderweitig dynamisieren. Konkret liegt bei der Betrachtung der Handlungsweisen adoleszenter Jungen eine Verschränkung von Geschlecht und Alter/Generativität im Zentrum, deren (Ir)Relevanz und Interaktion mit anderen Differenzverhältnissen methodisch kontrolliert nachgegangen werden muss.

¹ Geschlecht wird sozial konstruiert, z.B. indem Zweigeschlechtlichkeit in Interaktionen hergestellt wird (Kessler/McKenna 1978, West/Zimmerman 1987), Zweigeschlechtlichkeit als kulturelles System von Herrschaft inkorporiert wird (vgl. Hagemann-White 1984) oder über Performativität erzeugt wird (vgl. Butler 1991). Für einen Überblick siehe Becker/Kortendiek (2010) und Becker-Schmidt/Knapp (2003).

Wie kann dies vor dem Hintergrund der eigenen Involviertheit in die Verhältnisse gelingen? Da Forschung nicht unschuldig daran ist, wie über ein Thema gesprochen und wie dieses erzeugt wird, gilt es für die forschende Person zu reflektieren, wie der Gegenstand gefasst wird, über den mensch schreibt. In der Darlegung der theoretischen und methodologischen Perspektive – also der Präsentation der Werkzeuge, mit denen der Zugriff auf den Gegenstand und die Analyse betrieben wird – zeigt sich das Verständnis der zentral (oder irrelevant) gesetzten sozialen Probleme, der wissenschaftlichen Fallstricke und Begrenztheiten, die die Forschungsarbeit begleiten. In meinem Fall besteht eine besondere Herausforderung darin, aus einer queer-theoretisch informierten Blickrichtung heraus binäre geschlechtliche Verweissysteme wie Heteronormativität zu hinterfragen und gleichzeitig den Jungen in ihrer Perspektive auf die Welt und ihrer mehrdimensionalen Verstricktheit in Macht- und Herrschaftsverhältnisse gerecht zu werden. Es gilt, die Verstrickungsmomente und ihre verengenden wie auch erweiternden oder neutralisierenden Subjektivierungsweisen (selbst)kritisch aufzudecken und das Ineinanderverheddertsein der sozialen Strukturen und sozialen Praktiken (vgl. Fritzsche/Tervooren 2012: 33) in Rechnung zu stellen.

Die Aufgabe der kritischen Männlichkeitenforschung, zu der ich diese Untersuchung im Bereich der Jungenforschung zähle, besteht darin, Herstellungsprozesse von Männlichkeiten in einem hierarchisierten Geschlechterverhältnis kritisch zu beleuchten und darüber hinaus Ankerpunkte für Veränderungsmöglichkeiten zu benennen. Um dies tun zu können, braucht es empirische Einsichten in die konkreten Handlungspraxen und die Selbstverständnisse der Akteur_innen. Über die Perspektive von Jungen auf ihr nichtgewalttätiges Handeln ist nicht viel bekannt. Handlungsweisen ohne Gewaltanteile sind unter Männern und Jungen weit verbreitet, die meisten Akteure kommen in der Regel ohne Gewalt aus und suchen sie zu vermeiden.² Im Rahmen des Nachdenkens über friedfertige Männlichkeiten merkt Raewyn Connell (2000a: 22) an, dass auch die Existenz nichtgewalttätiger Männer erklärungsbedürftig sei:

»When we speak statistically of ›men‹ having higher rates of violence than women, we must not slide to the inference that therefore all men are violent. [...] It is a fact of great

2 Die Arbeiten von Randall Collins geben Aufschluss darüber, dass es nicht so leicht ist, die eigene Gewalthemmung zu überwinden, insbesondere im direkten interpersonellen Kontakt (vgl. Collins 2004, 2008, 2016).

importance, both theoretically and practically, that there are many non-violent men in the world. This, too, needs explanation in a strategy for peace.«

Auch wenn die vorliegende Arbeit nicht den Anspruch erhebt, eine solche Friedensstrategie zu entwickeln, leistet sie einen Beitrag dazu, indem sie aus der Perspektive von Jungen auf die Welt blickt, in der diese aufwachsen, und die Aspekte von Nichtgewalttätigkeit abstrahierend in eine erkenntnisgenerierende Ordnung zu bringen sucht. Die Zeit der Jugend ist für Jungen die Zeit, die die höchste Gewaltbelastung aufweist. Dies gilt sowohl für das Ausüben als auch für das Betroffensein von (vor allem physischer) Gewalt. Es gilt nicht in gleicher Weise für das Betroffensein von sexualisierter Gewalt, wobei diese lange einer öffentlichen Wahrnehmungssperre unterlag und die Betroffenheit von Jungen und Männern sowie ihr Ausmaß inzwischen mehr Aufmerksamkeit erfährt (vgl. Mosser 2009, 2016; Rieske u.a. 2018). Geht es um die Seite der Täterschaft, so merkt die Soziologin Vera King an, dass Gewaltszenierungen von Jugendlichen oft davon beeinflusst sind, »wie die generations- oder adoleszenzbedingte Machtlosigkeit sich mit andauernder Perspektivlosigkeit verknüpft und der Ausschluss aus den Möglichkeiten sozialer Integration und Anerkennung auf Dauer gestellt erscheint« (King 2004: 214). Das heißt, für die Frage des Investierens in Gewalttätigkeit oder Nichtgewalttätigkeit sind die vorhandenen Räume und Ressourcen von immenser Bedeutung, da sie beeinflussen, welche Möglichkeiten zur Individuation und zur Entwicklung eines zukunftsfähigen Selbstentwurfs – also eines anerkannten Subjektstatus – zur Verfügung stehen. Raewyn Connell geht beispielsweise für westliche Gesellschaften aufgrund von patriarchalen Machtstrukturen von eingeschränkten Möglichkeiten für Jungen aus, empathische Fähigkeiten auszubilden und sich aktiv für eine Kultur ohne zwischenmenschliche Gewalt einzusetzen (vgl. Connell 2000a: 23). Damit ist gesellschaftspolitischer Handlungsbedarf skizziert, der durch die vorliegende Forschungsarbeit eine auf die Möglichkeiten von Nichtgewalttätigkeit zugespitzte wissenschaftliche Unterfütterung erfährt.

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie richtet sich auf die Aufklärung nichtgewalttätigen Handelns und seiner Kontexte auf der Grundlage von Interviews mit acht Jungen. Dabei interessieren die Zusammenhänge nichtgewalttätigen Handelns mit Männlichkeit, Geschlecht, Alter/Generativität und anderen Zugehörigkeiten bzw. Ordnungssystemen. Dies bedeutet konkret, dass der Frage nachgegangen wird, wie solches Handeln in einem adoleszenten Möglichkeitsraum (King 2004), der von unterschiedli-

chen Differenzlinien durchzogen ist, begünstigt oder erschwert wird. Unter Differenzlinien fasse ich hier soziale Systeme der Dominanz und Unterordnung, z.B. in Bezug auf Konstruktionen von Geschlecht, Ethnizität, Klasse oder Alter.³ Die Erfahrungen, die mit diesen gemacht werden, z.B. auch in Form elterlicher physischer Gewalt als Ausdruck von Adultismus, können Subjektivierungsweisen beeinflussen. Entsprechend ist die konkrete Art und Weise, also das *Wie* der Subjektivierung im Kontext hegemonialer Normalitätsdiskurse, die Anpassungsleistungen einfordern wie auch Spielräume gewähren, eine zentrale Frage in der empirischen Rekonstruktion von Alltagspraxen. Im Zentrum der Arbeit steht deshalb die Perspektive der Jugendlichen selbst, was für sie wie bedeutsam ist und wie sie dies innerhalb von Normalitätsordnungen verhandeln. Gegenstandsbezogen lautet die übergeordnete Fragestellung der Arbeit deshalb zunächst: *Wie stellen Jungen Nichtgewalttätigkeit her?*

Ähnlich wie Connell (2009: 100) davon ausgeht, dass Jugendliche ›Genderkompetenz‹ lernen müssen, um durch Geschlechterverhältnisse zu navigieren, Geschlechterordnungen auszuhandeln, geschlechtliche Identitäten und Performances zu produzieren sowie ehemalige Geschlechterideale zu verwerfen, erfordert der Umgang mit gewalthaltigen Situationen verschiedene Kompetenzen beim Navigieren durch den Alltag. Diese beinhalten je nach Situation eine Verhältnisbestimmung zur eigenen Verletzungsmacht wie auch zur eigenen Verletzungsoffenheit, zur Umsetzung oder zur Opposition von Dominanzordnungen, zur Bewältigung widerfahrener oder ausgeübter Gewalt. Hinsichtlich der Bestimmung von Nichtgewalttätigkeit geht es darum zu erfassen, wie Jugendliche mit Gewaltsituationen umgehen und welche Möglichkeiten sie sehen, aus ihrer Perspektive sinnhaft, aber nicht gewalttätig zu handeln. Relevant kann bei der Generierung von Sinn erscheinen, ob und wie die Gewalt, die sie selbst erlebt oder erlitten haben, von ihnen mit dem eigenen aktuellen (nicht)gewalttätigen Handeln in Zusammenhang gebracht wird. Auf die eigene Viktimisierung mit Gewalt zu reagieren,

3 Entlang dieser Differenzlinien werden Zugehörigkeitsordnungen im Sinne von Fremd-, aber auch von Selbstpositionierungen organisiert, die unterschiedlich produktiv sind. Diese Prozesse lassen sich auch unter dem Begriff ›Othering‹ fassen: »Othering kann mit Said in Bezug auf Foucault als Wechselspiel von Subjektivierung (als Prozess der Hervorbringung und Anrufung als Andere) und Objektivierung (durch Zuschreibung, Festschreibung, Ausgrenzung) gelesen werden. Die soziale Wirkkraft hegemonialer Diskurse zeigt sich u. a. daran, dass diejenigen, die als Andere markiert werden, sich auch selbst in diesen Diskurs einfügen und auf Konstruktionen und Zuschreibungen zurückgreifen, die sie zu Anderen machen« (Riegel 2016: 53).

mag eine erfahrungsbegründete und naheliegende Handlungsmöglichkeit im Sinne der Abwehr von Verletzungsoffenheit sein (vgl. Bereswill 2007). Die Verknüpfung von Opferwerdung mit Täterschaft – vor allem im Bereich der sexualisierten Gewalt als ›Vampire-Syndrome‹ oder ›Victim-Offender-Circle‹ auch begrifflich gefasst – bietet eine vielbemühte Erklärungstheorie für Gewalthandeln in öffentlichen wie auch in einigen Fachdiskursen (vgl. Busche u.a. 2020), die vor allem auf Jungen und Männer angewendet wird und die der Komplexität der Verbindungen zwischen Viktimisierung und eigenem Gewalthandeln nicht gerecht wird.⁴ Weitgehend ungeklärt ist, welche Erfahrungen und Orientierungen einem nichtgewalttätigen (Re)Agieren in Gewaltsituationen zugrunde liegen. Um die Perspektivität und Positioniertheit der Jungen diesbezüglich zu erschließen, frage ich weiterführend: *Welche Bedeutung kommt in der Herstellung von Nichtgewalttätigkeit eigenen Erfahrungen mit Gewalt und Verletzbarkeit vor dem Hintergrund verschiedener Ordnungssysteme, Differenzlinien und Ressourcen zu? Welche Adressierungen und Normen orientieren die Handlungen der Jungen?*

Klaus Neumann-Braun und Arnulf Deppermann (1989: 251) fragen, »was sonst, wenn nicht der gelebte Alltag Jugendlicher, sollte der gegenständliche Bezugspunkt jugendsoziologischer Aussagen sein«. Da forschende Personen nicht immer dabei sein können, wenn nichtgewalttätiges Handeln praktiziert wird, und dann auch nicht zwangsläufig Zugang zu den inneren Reflexionen der Handelnden hätten, bieten sich Interviews als Zugang zu dieser Art von Alltagswissen und -handeln an. Über ein rekonstruktives Verfahren, das sich unter subjektivierungs- und intersektionalitätstheoretischen Perspektiven an das methodische Verfahren der dokumentarischen Methode (Bohnsack et al. 2001) anlehnt, können sowohl externe normative Anrufungen, auf die die Jungen reagieren, als auch praktisch-eigensinnige Handlungsvollzüge erschlossen werden. Indem Wissen und Handeln der Akteure vergleichend in Beziehung gesetzt werden, können Erkenntnisse generalisierend in eine begriffliche Neuordnung der einzelnen Aspekte überführt werden.

⁴ Es besteht keine empirische Evidenz darüber, dass missbrauchte Personen eine Disposition zur Täterschaft aufweisen, dennoch handelt es sich um einen wirkmächtigen Diskurs. Betroffenenorientierte Organisationen bemühen sich hier verstärkt um Aufklärung, insbesondere in Kontexten, in denen Missbrauchsfälle gegen Jungen in großer Zahl an die Öffentlichkeit drangen wie etwa in Australien (siehe exemplarisch www.livingwell.org.au/managing-difficulties/addressing-the-victim-to-offender-cycle/); in den Kommentierungen fällt auf, dass auch missbrauchte, sich als Frauen positionierende Personen über ihre Angst schreiben, zur Täterin zu werden).

Die acht Jungen, deren Aussagen das empirische Herzstück der Studie ausmachen, teilen als gemeinsame, entwicklungstypische Erfahrung, dass sie alle mit Situationen von Gewalt konfrontiert waren. Dies, ihr Alter zwischen 14 und 16 Jahren sowie eine Geschlechtspositionierung als ›Junge‹ haben sie auf der faktischen Ebene gemeinsam, und auch manche Reaktionsweisen auf Gewalt ähneln sich. Vor allem sind ihre Erfahrungen mit Gewalt und deren Verarbeitungen jedoch durch Kontraste gekennzeichnet; darüber hinaus sind die Orte (Familie, Schule, Öffentlichkeit), die Gewaltbeziehungen (Gewalt im Generationenverhältnis, in Peergroups), die Gewaltformen (Mikroaggressionen und Hate Speech, physische Gewaltandrohungen und -akte, strukturelle Benachteiligungen) und entsprechend auch ihre Handlungsmöglichkeiten und Umgangsweisen unterschiedlich.

Den Hintergrund der vorliegenden Studie bildet die tief in die Gesellschaft eingeschriebene heteronormative Verweisstruktur der friedfertigen Weiblichkeit und der gewalttätigen Männlichkeit. Wie kann über diese Verweisstruktur hinausgetreten werden? Queertheoretiker_in Antke Antek Engel schlägt vor, Bedeutungsgebungen umzuarbeiten oder auch zu veruneindeutigen (vgl. Engel 2004: 240 ff). Indem hegemoniale Repräsentationen und Praktiken reartikuliert werden, also z.B. die unbedingte Koppelung von gewalttätigem Handeln oder nichtgewalttätigem Handeln an ein bestimmtes Geschlecht aufgemischt wird, können neue Subjektivierungsmöglichkeiten entstehen. Dazu soll die vorliegende Studie einen Beitrag leisten, nicht zuletzt als Intervention in einen Diskurs, der Jungen* als potenziell gewaltaffin darstellt, ohne auf die sozialen Rahmenbedingungen einzugehen, in denen diese Jungen* aufwachsen. Schließlich geht es um die Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume und die Verschiebung der Grenzen der Regulation – also darum, nicht dermaßen subjektiviert zu werden.⁵

Zur Situierung von Studie und verfassender Person

Die vorliegende Untersuchung kam zustande, weil ich in der glücklichen Situation war, durch den Träger Dissens – Institut für Bildung und Forschung

⁵ In Anlehnung an Foucaults Definition von Kritik als »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1992:12).

e. V.⁶ Zugriff auf Interviewmaterial zu haben, in welchem erstens Jungen über ihre Erfahrungen mit Gewalt und ihrem eigenen nichtgewalttätigen und gewalttätigen Handeln berichten. Zweitens wurden die Daten in dem Forschungsprojekt, in dem sie erhoben wurden, nur partiell ausgewertet. Drittens konnte ich durch meine eigene Beteiligung an diesem Forschungsprojekt den Forschungskontext und die Entstehungsbedingungen. Die Daten sind zwar seit ihrer Erhebung zwischen 2009 und 2011 nicht jünger geworden, sie sind aber auch ›nicht schlecht‹ geworden. Sie haben an ihrer Relevanz als Forschungsdaten zum Themenfeld adoleszente Jungen und Nichtgewalttätigkeit an Aktualität nichts eingebüßt. Denn an bestimmten Rahmenbedingungen hat sich nur wenig verändert: Jungen werden in der Adoleszenz mit gewalthaltigen Situationen konfrontiert, zumeist vonseiten anderer Jungen, und sie müssen mit widerfahrener Gewalt umgehen.⁷ Vor dem Hintergrund von heteronormativen Jungenhaftigkeits- und (Jung-)Männlichkeitskonzepten, die vermeintlich kein breites Handlungsinstrumentarium für nichtgewalttätiges Handeln wie auch die Bewältigung von Gewalt bereitstellen, interessiert mich also, was die acht Jungen als Experten ihrer Lebenswelt darüber wissen.

In meiner Untersuchung nehme ich den Alltag der Jugendlichen als Ausgangspunkt. Es geht um gewalthaltige Situationen, in die ›ganz normale‹ Jugendliche involviert sind. Mit ›ganz normal‹ meine ich hier, dass sich die Jugendlichen weder als registrierte Intensivtäter_innen⁸ noch als ›Friedensengel‹ beschreiben, sondern aus ihren Interviews eine soziale Eingebundenheit in Familie, Schule und Freund_innenkreis hervorgeht. Sie gehören weder einer Elite an, noch sind sie sozial marginalisiert. Alle können über Situationen berichten, die ein Gewalthandeln nahelegen; die Meisten von ihnen kennen solche Situationen tatsächlich aus eigener Erfahrung. Vor diesem Hintergrund können sie als Experten ihrer Lebenswelt ihre spezifischen Perspektiven auf das Thema gewalttätiges und nichtgewalttätiges Handeln darlegen.

6 Dissens ist ein Berliner Institut für Bildung und Forschung, das sich seit 30 Jahren der kritischen Analyse von Geschlechterverhältnissen widmet.

7 Meine Studie schließt damit auch an das Forschungsfeld zu Gewalt zwischen Kindern und Jugendlichen an, welches auch unter dem Stichwort der ›(sexualisierten) Peer-Gewalt‹ verortet wird (vgl. Tuiider u. a. 2016, Tuiider 2017a, Maschke/Stecker 2017).

8 Ich verwende den Unterstrich wie auch bei bestimmten Begriffen den Asterisk (»Jungen*«), um auf die Lückenhaftigkeit geschlechtlicher Konstruktionen hinzuweisen bzw. ihre (innere) Vielfältigkeit zu betonen.

Hier soll es einerseits darum gehen, sehr nah an den Perspektiven der Interviewten zu bleiben und zu analysieren: Wie schauen die Jugendlichen auf sich selbst? Welche Erfahrungen und Normen scheinen darin als handlungsleitend auf? Dies entspricht dem Forschungsansatz der Critical Youth Studies (vgl. Steinberg 2013, Ibrahim/Steinberg 2014), aber auch einer intersektionalen Forschungsperspektive, die davon absieht, Deutungsmacht beanspruchend Subjekte zu objektifizieren (vgl. Crenshaw 1989). Deutungen sind mit Vorsicht zu genießen, insbesondere wenn mensch selbst nicht zur beforschten Gruppe gehört, sondern aufgrund der eigenen Privilegien eine machtvollere Position einnimmt. Zugleich handelt es sich bei der vorliegenden Studie um eine soziologische Arbeit, die den Anspruch hat, eigene ordnende und abstrahierende Sichtweisen einzubringen und kritisch zu reflektieren. Diese Sichtweisen entspringen einer – meiner – ganz bestimmten Positionierung im sozialen Raum, die hier kurz dargestellt und reflektiert werden sollen.

Die Herausforderung in der Auswertung besteht darin, eine zweigeschlechtliche Ordnung analytisch zur Kenntnis zu nehmen, wo sie aktiv ist bzw. aktiviert wird, aber zugleich dieses analytische Zur-Kennntnis-nehmen kritisch zu beobachten und nicht in eine Setzung kippen zu lassen. Aufgrund von Naturalisierungs- und Biologisierungsmechanismen wird das, was ein männlich wahrgenommener bzw. männlich definierter Körper tut, als männlich bewertet, weil in einer zweigeschlechtlichen Ordnung der Handlungsrahmen als vermeintlich klar erscheint. Praktiken werden mitunter schneller als geschlechtliche bewertet, als dass darum gerungen wird, auch noch andere Verständnisse zu erschließen oder gar die Nichtbestimmbarkeit des Handlungsrahmens aushalten zu müssen. Denn mit welchem Recht weisen wir unseren Informationsgeber_innen oder ihren Handlungsweisen ein Geschlecht oder eine andere soziale Kategorie zu? Im Rahmen meines Forschungsvorhabens ist es mein Anspruch, diesbezüglich sehr vorsichtig vorzugehen und ich enthalte mich der genauen Bestimmung, wenn mir diese eher aus meinem Alltagsverständnis denn aus dem Material heraus generiert erschien. Meine Position als sich geschlechtlich nicht-binär verortende Person mag dabei in sensibilisierender Hinsicht hilfreich gewesen sein, eine Garantie gegen Vereindeutigungen ist sie nicht.

Noch viel deutlicher als bei geschlechtlichen Differenzlinien erscheint mir eine Bewertung vor der Analyse zu stehen, wenn es um die Kopplung von Geschlechts- und Altersdifferenzen mit Migrantisierung geht: Im Kontext von Gewaltanalysen gerät der männlich wahrgenommene Jugend-

liche sehr schnell in Devianzverdacht und ein normativ gefärbter Blick auf Defizite beeinflusst die Analyse. Ich konnte an mir selbst beobachten, wie Schuldfragen und Bewertungslogiken in mein Denken einzogen, vor allem wenn es in den Schilderungen der Interviewten um eigene Gewalttätigkeit ging. Der Blick auf Gewalthandeln als kompetente Handlungsweise beim Durchqueren unfreundlichen Geländes ging mir manchmal verloren. Hier kamen vor allem rassistische und adultistische Strukturen zum Tragen, die auf der Grundlage meines eigenen *Weiß-* und Erwachsenseins bestimmten Jugendlichen vermeintliche Defizite zuwiesen. Ein beständiges Reflektieren und Überprüfen der entwickelten Lesarten – nicht zuletzt in Interpretationsgruppen – ist von daher ein zentraler Bestandteil dieses Forschungsprozesses gewesen.

Als Beispiel meiner eigenen Verhaftung in adultistischen Strukturen kann ich anführen, dass mir erst relativ spät aufgefallen ist, dass ich das Material in vorauseilendem Gehorsam vor der wissenschaftlichen Community verteidigt habe: dafür, dass nicht so viele Erzählungen darin vorkommen, wie es die Auswertung mit der dokumentarischen Methode erfordert, und dafür, dass die Jugendlichen keine ›ordentlichen‹ biografischen Erzählungen abliefern. Erst in der Auseinandersetzung mit der konstruktivistischen Biografieforschung ist mir aufgefallen, dass das Beforschen von (und mit) Kindern und Jugendlichen dort unterrepräsentiert bzw. ausgeschlossen ist (vgl. Fuhs/Schneider 2012: 125) und dass ich selbst Standards der Forschung mit Erwachsenen als Maßstab an die Forschung mit Jugendlichen angelegt habe. Mit einer Defizitperspektive auf Material (und auch auf Respondenten) zu schauen, kann aber den Blick auf neue Erkenntnisse verstellen und trägt aus ungleichheitskritischer Perspektive dazu bei, Kindern und Jugendlichen die Anerkennung als wichtige Bestandteile der soziologischen Erforschung gesellschaftlichen Wandels zu verwehren.

Während Carol Gilligan an ihrer Studie zu adoleszenten Mädchenbiografien schrieb, spürte sie, dass das Thema sie betrifft, ihre eigene Adoleszenz meldete sich zu Wort.⁹ Wir schauen in den Abgrund, der Abgrund schaut in uns. So kamen auch bei mir noch einmal viele Gewaltsituationen ins Bewusstsein, an denen ich als Opfer, Täter_in oder Zeug_in beteiligt war. Trotz relativer Privilegiertheit waren meine Alltagsbegleiterinnen während der Forschungsphase vor allem diejenigen Situationen, in denen ich sehr direkt

⁹ Dies wird von Victor Seidler (2014) im Kontext von Männlichkeitenforschung und Feldforschung erwähnt.

oder auch nur beiläufig gewaltsam an den Differenzlinien von Geschlecht und Klasse auf ›meinen (vermeintlichen) Platz‹ verwiesen wurde. Welches Leben wäre ohne gewaltsame Zurichtungen möglich gewesen? Wie oft mussten gewaltsame Praktiken bemüht werden, um dagegen Widerstand zu leisten? Meine Verbindung zum Forschungsfeld (Nicht)Gewalttätigkeit ist auf vielgestaltige Art und Weise Teil meiner eigenen Persönlichkeit und macht einen Teil meiner Motivation für die vorliegende Studie aus.

Anknüpfungspunkte in der geschlechtsbezogenen Gewalt- und Jugendforschung

Die Frage nach gewalttätigen und nichtgewalttätigen Praktiken von Jungen berührt die Frage danach, in welchen Kontexten sie Gewalt ausgesetzt sind, wie sie diese Gewalt erleben und welche Handlungsmöglichkeiten sie haben. Ich gebe im Folgenden einen Überblick über deutschsprachige und ausgewählte internationale Forschungen zu jugendlicher Alltagsgewalt mit dem Fokus auf Jungen. Einige Studien adressieren das Thema Nichtgewalttätigkeit; diese diskutiere ich eingehender, um das Profil der vorliegenden Studie zu konturieren. Zu Beginn nehme ich die Verortung innerhalb der feministischen Gewaltforschung vor.

Geschlechtsbezogene Gewaltforschung

In den Sozialwissenschaften wird die geschlechtsbezogene Gewaltforschung vor allem an den Schnittstellen von Frauen- und Geschlechterforschung, Erziehungswissenschaft und Soziologie betrieben. Die geschlechtsbezogene bzw. feministische Gewaltforschung hat ihre Ursprünge in den feministischen (Denk)Bewegungen der zweiten Frauenbewegung (vgl. Hagemann-White 2002: 47). Sie umfasst ein breites Themenspektrum (für einen Überblick siehe z.B. GiG-net 2008), wird aber vom Mainstream der soziologischen Gewaltforschung kaum wahrgenommen. Diese ist wenig geschlechtersensibel, Regina-Maria Dackweiler und Reinhild Schäfer sprechen gar von einer »Rezeptionssperre« bezüglich der Erkenntnisse zu Gewalt im Geschlechterverhältnis (Dackweiler/Schäfer 2002: 13; vgl. auch

Popp 1997, Stenke et al. 2006).¹⁰ Dies mag daran liegen, dass aus der Perspektive der feministischen Gewaltforschung die Beschäftigung mit Gewalt mit der Diskussion von Machtverhältnissen einhergeht (vgl. Hagemann-White 2002: 30), und dies den Trends der hegemonialen soziologischen Gewaltforschung entgegensteht.¹¹ Feministische Gewaltforschung ist in dem Sinne politische Forschung, als dass Erkenntnisse produziert werden, die zu mehr Gleichheit im Geschlechterverhältnis (und darüber hinaus) beitragen wollen. Dies entspricht nicht immer dem Mainstream-Wissenschaftsverständnis. Die gesellschaftliche Sensibilisierung für das Thema ›Gewalt gegen Frauen‹ und das Erwirken verschiedener Rechtsnormen, die vormals privatisierte und tabuisierte Gewaltakte ahnden, ist hingegen auch ein Verdienst einer politischen Forschung, die Missstände durch Enttabuisierungen und begriffliche Zuspitzungen in die breitere Öffentlichkeit brachten (vgl. Klinger 2004: 101, bzgl. sexualisierter Gewalt vgl. Bereswill 2018: 112).

In diesem Zuge kamen Jungen insofern in den Blick der Forschung, als dass sie als Opfer von häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch präsent waren. In der Debatte um häusliche Gewalt stand eher im Vordergrund, dass sie Kinder waren, als dass sie ein Geschlecht hatten. In Bezug auf sexuellen Missbrauch nahmen einzelne Autor_innen Jungen als Betroffene gesondert in den Fokus (vgl. Bange/Enders 1995, Bange/Deegener 1996, Lenz 1996). Sexueller Missbrauch und sexualisierte Gewalt gegen Jungen ist erneut in den forschenden Blick gekommen, nachdem in verschiedenen pädagogischen und kirchlichen Institutionen Missbrauchsfälle von Betroffenen aufgedeckt wurden (vgl. Mosser/Lenz 2014, Schlingmann 2018; zum Thema Aufdeckung vgl. Rieske u.a. 2018). In der Regel erschienen Jungen und vor

10 Selbst das Thema ›Gewalt gegen Frauen‹ als der traditionsreichste und am weitesten ausdifferenzierte Forschungsbereich der feministischen Gewaltforschung wurde bei dem Versuch eines Neuentwurfs einer »genuinen Soziologie der Gewalt« (von Trotha 1997: 20) nur in ethnologisch-komparativer Hinsicht berücksichtigt. Zu der propagierten Neuausrichtung gehörte auch eine Fokussierung auf den Körper, zu der die feministische Forschung einige Erkenntnisse hätte vorweisen können (vgl. z.B. Wobbe 1994). In einem danach im Suhrkamp Verlag erschienenen Sammelband mit dem laut Titel umfassenden Anspruch, über »Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme« (Heitmeyer/Soeffner 2004) von Gewalt Auskunft zu geben, fand das Thema Geschlecht keine Berücksichtigung. Zwei Jahre später brachte dann die Bundeszentrale für politische Bildung ein Buch mit ähnlichem Titel (»Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention«, Heitmeyer/Schröttle 2006) heraus, welches das Thema Geschlecht dann maßgeblich aufgriff.

11 Dieses Beispielsweise der mikrosoziologischen Hinwendung zur Beschreibung der Gewaltsituation (vgl. Collins 2009).

allem Männer aber auf der Täterseite, und es war eine wichtige Erkenntnis der feministischen Gewaltforschung, dass es sich bei den Tätern von Gewalt gegen Kinder und Frauen um »ganz normale« Männer ohne besondere Tätermerkmale handelt (vgl. Hagemann-White 2005: 5). Zugleich wurde das einseitige Männerbild, das mit der Sicht auf Täterschaft einherging, von feministischer Seite infrage gestellt (vgl. Gravenhorst 1988). Mit der Theorie der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell (vgl. 1999) kamen die Vielfältigkeit von Männlichkeiten und die unterschiedlichen Relationen zwischen ihnen in den Blick. Daran knüpfte die deutschsprachige Männer- und Männlichkeitenforschung an und am Rande konnte auch das Thema der von Gewalt betroffenen Männer bearbeitet werden (vgl. BauSteine-Männer 1996).¹² In Bezug auf die Betroffenheit von Gewalt spricht Hans-Joachim Lenz von einer »kulturellen Verleugnung der männlichen Verletzbarkeit« (Lenz 2009), Männer und Jungen würden kaum als Opfer und Betroffene von Gewalt wahrgenommen, denn dies würde die Hierarchien im Geschlechterverhältnis destabilisieren (vgl. auch Lenz 1996, Bange 2007, Pohl 2011, Bereswill 2018). Jungen und Männer als Betroffene würden erst wahrgenommen, wenn sie auch als Täter sichtbar werden (vgl. Lenz 2007: 106).

Jungen und (junge) Männer als Täter zu betrachten, entspricht auch der traditionellen Perspektive der Kriminologie; diese interessierte sich z.B. für Gangkulturen und Risikohandeln (vgl. Cohen 1955, Findeisen/Kersten 1997). Impulse aus der amerikanischen Kriminologie (v. a. Messerschmidt 1993, Newburn/Stanko 1994), die Gewalt als eine Ressource zur Herstellung von Männlichkeit verstehen und von einer Pluralität von Männlichkeitskonstruktionen ausgehen, wurden im deutschsprachigen Raum aufgegriffen und weiterentwickelt (vgl. Kersten 1998, 1997a, Meuser 2005).¹³ So analysiert Michael Meuser (2003) beispielsweise die Herstellung von Männlichkeit in exklusiven Jungengruppen durch ein wettbewerbsorientiertes wie solidarisches Risikohandeln als ein Einüben von männlicher Dominanz. Eine weniger funktionalistische als konflikttheoretische Perspektive betont hingegen den ambivalenten Charakter, den das Gewalthandeln für die Männlich-

12 Dieses Thema wurde insofern auch innerhalb der kritischen Männer- und Männlichkeitenforschung als ein ambivalentes empfunden, da auch hier der Blick auf männliche Täter und weibliche Opfer vorherrschte und mensch zu letzteren nicht in Konkurrenz treten wollte.

13 In dieser Tradition stehen auch viele der Arbeiten in der sich zunehmend konturierenden erziehungswissenschaftlichen Jungenforschung, die sich um das Aufzeigen von Pluralität bemüht (vgl. z. B. Jösting 2005, Michalek 2006, Krebs 2008, Budde/Mammes 2009).

keitsherstellung im Rahmen von heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit hat (vgl. Bereswill 2008, 2007, Neuber 2009). In der kritischen Männer- bzw. Männlichkeitsforschung werden nicht nur Erklärungsansätze für den Zusammenhang zwischen Männlichkeit und Gewalthandeln generiert, hier wird auch die Existenz friedfertiger Männlichkeiten thematisiert, wenn auch nur als Forschungsdesiderat (vgl. Connell 2000a). Albert Scherr formuliert im Hinblick auf eine reflexive Sozialwissenschaft, dass die Bedingungen zu klären seien, »unter denen der Verzicht auf Gewalt erfolgt bzw. als selbstverständlich oder angemessen erscheint« (Scherr 2010: 174). Ohne einen Blick auf die Machtverhältnisse ist also auch die Forschung zu Nichtgewalttätigkeit nicht zu leisten.

Jugendgewalt und Jungengewalt

Während Jungen in der geschlechtsbezogenen Gewaltforschung kaum explizit beforscht werden, sind sie in der Jugendforschung beim Thema Gewalt wesentlich prominenter vertreten: In der Erforschung von Jugendgewalt herrschte nach Kirsten Bruhns zwar eine geschlechtsneutrale Perspektive vor; implizit wurde darunter aber vor allem Jungengewalt bzw. die Gewalt junger Männer verstanden (vgl. Bruhns 2002: 71 f.). Die Tatsache, dass in Studien Jungen und Mädchen befragt werden, bedeutet nicht zwangsläufig, dass in der Analyse eine geschlechtersensible bzw. geschlechtertheoretisch informierte Perspektive eingenommen wurde. Viele der quantitativen und qualitativen Jugendstudien befragen Kinder und Jugendliche zu ihren Erfahrungen mit Gewalt und nutzen Geschlecht dabei als Vergleichskategorie. Dabei bildet die Schule sowohl hinsichtlich der Durchführung der Befragungen als auch hinsichtlich der thematisierten Gewaltformen den wichtigsten Bezugspunkt. Verschiedene gemischtgeschlechtlich angelegte Studien zu Gewalt in der Schule zeigen, dass Jungen dort sowohl bei den Tätern als auch den Opfern in der Mehrheit sind (vgl. Melzer/Rostampour 1996: 140, Popp 1997: 77 f., Stenke u.a. 2006, Holtappels u.a. 2008). Die Frage-Items beziehen sich dabei meist allgemein auf Handlungen wie ›Ärgern‹, ›Sachbeschädigung‹ oder ›Schlagen‹ (vgl. Stenke 2006: 87, Tillmann 2007: 102). Teil eines ›harmlosen Kampfes‹ zu sein, ist eine häufige Erfahrung für die Mehrheit der Jungen (vgl. Koch-Priewe u.a. 2009: 122; auch Shell-AG 2006: 141, Albert u.a. 2011: 203). Wird dezidiert nach sexualisierten Handlungen gefragt, ergibt sich ein anderes Bild: Mädchen sind generell eher betroffen,

aber mehr Jungen als Mädchen werden in abwertender Absicht als homosexuell bezeichnet (vgl. Chester u.a. 2015, Maschke/Stecher 2017).¹⁴

Wird ein weiter Gewaltbegriff verwendet, der z.B. Mobbing einbezieht, dann sind die Schule und der Schulweg die Orte, die aus Jungenperspektive die höchste Gewaltbelastung aufweisen (vgl. Baier u.a. 2009: 49 ff., Beirat Jungenpolitik 2013: 37); wird Gewalt auf physische Akte beschränkt, sind Orte mit weniger sozialer Kontrolle genannt (vgl. ebd.). Dabei sind Gymnasien, Real- und Gesamtschulen weniger belastet als andere Schulformen (vgl. Bergmann u.a. 2019: 36 ff.), z.B. bei den sogenannten Raufunfällen (vgl. DJI 2019: 7).¹⁵ Es sind aber auch Unterschiede zwischen einzelnen Schulen derselben Schulform zu beachten (Melzer u.a. 2004). Aus der polizeilichen Kriminalstatistik (PKS 2019a) geht hervor, dass die Altersphase mit der höchsten Gewaltbelastung sowohl als betroffene wie auch als ausübende Person die Phase zwischen 16 und 21 Jahren ist, also ein Alter, das die hier untersuchten Jugendlichen noch vor sich haben und das für viele mit dem Verlassen der Schule beginnt.¹⁶ Dunkelfeldstudien, die zumeist alltäglichere Gewaltakte untersuchen, kommen zu anderen Ergebnissen, z.B. zu einer erhöhten Gewaltbelastung bei den 12- bis 15-jährigen (vgl. Möller 2004: 237, Tillmann u.a. 2007, Fuchs u.a. 2009). Aufgrund der unterschiedlichen Befragungsweisen divergieren die jeweiligen Studien. Dass insbesondere die Zeit auf der weiterführenden Schule gewaltbelastet für Jungen ist, ist dabei unbestritten. Da danach die Gewaltrate wieder sinkt, lässt sich von Jugendgewalt als einem biografisch temporären und keineswegs flächendeckenden Phänomen

14 Provokationen und Beleidigungen funktionieren im Rahmen von Männlichkeit insbesondere dann, wenn sie Zuschreibungen von Schwäche oder Verletzlichkeit bzw. Konnotationen von Weiblichkeit, Homosexualität und Queerness beinhalten. Zum ›fag discourse‹, der mehrdeutigen Verwendung des Begriffs ›Schwuchtel‹ im Mikrokosmos einer amerikanischen Highschool, siehe Pascoe (2007).

15 Popp (2002: 129) führt die Erkenntnis, dass an Gymnasien weniger körperliche Gewalt ausgeübt werde, auf das Verhalten und die quantitativ stärkere Präsenz der Mädchen dort zurück.

16 Dabei umfasst die polizeiliche Kriminalstatistik keine Alltagsgewalt, sondern Gewaltkriminalität. Dies sind sehr unterschiedliche strafrechtlich relevante Delikte, wie z.B. Raub, Totschlag, Angriff auf den Luft- und Seeverkehr etc. Aus der jährlich erscheinenden Statistik geht regelmäßig hervor, dass männliche Jugendliche im Bereich Gewaltkriminalität bei den Tatverdächtigen als auch den Jugendlichen mit Viktimisierungsrisiko höher belastet sind als weibliche Jugendliche (vgl. PKS 2019a). Bei feinerer Aufschlüsselung wird deutlich, dass dies nicht für alle Bereiche stimmt. Beispielsweise sind mehr Mädchen von Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung betroffen (vgl. PKS 2019b: Tabelle 20). Da diese Delikte für die untersuchten Jugendlichen keine Rolle spielen, gehe ich im Folgenden nicht weiter darauf ein.

sprechen (vgl. Fuchs u.a. 2009, Spiess 2012, DJI 2019: 3).¹⁷ So zeichnet Cornelia Helfferich (2010) nach, wie sich eine jugendlich-ungebundene Inszenierung von Männlichkeit in einen erwachsenen Männlichkeitsentwurf transformiert und dabei Überlegenheitsinszenierungen einer stärkeren Verantwortungsfokussierung weichen.

Stenke u.a. (2006) kommen in einer Erhebung mit Mädchen und Jungen zu dem Ergebnis, dass Jungen an Schulen mehr Gewalt wahrnehmen als Mädchen. Als Begründung führen sie an, dass Jungen insgesamt mehr in Gewalthandlungen involviert seien und diese sich in homosozialen Kontexten abspielen würden. Somit würden sie von Mädchen nicht wahrgenommen (ebd.: 80). Die Autor_innen gehen von einer Normalisierung von Gewalthandeln durch gewalttätige Jungen aus, indem diese ebenfalls auf die Gewalt anderer Jungen verwiesen (ebd.). Das lässt darauf schließen, dass Gewalt als normaler Bestandteil eines Jungenlebens als solche diskursiviert wird, und dass gegenteilige Auffassungen, wie die, dass Nichtgewalttätigkeit ein normaler Bestandteil eines Jungenlebens sei, von Jungen schwerer zu vertreten sind. Damit ist Nichtgewalttätigkeit nicht zwangsläufig als unnormal zu deuten. Aber es kann nahe liegen, sie nicht besonders zu betonen. Zumal ein Teil der Jungen nicht in die Gewalt involviert ist und möglicherweise wie die Mädchen ›unbeteiligt‹ ist (vgl. Tillmann u.a. 2007: 17).

Auf der Einstellungsebene haben die meisten Jungen eine distanzierte Haltung zu körperlicher Gewalt – zumindest, wenn es um die Initiierung derselben geht (vgl. Koch-Priewe u.a. 2009: 148). Ein anderes Bild ergibt sich bei reaktiver körperlicher Gewalt, die die meisten Jungen aus eigener Erfahrung kennen. Ihre Gründe, warum sie bei ernsthaften Prügeleien mitmachen, bestehen zuvorderst in der Relevanz von ›Verteidigung‹ (vgl. Möller 2001, Pech 2002, Ravn 2017) und nachgeordnet in ›Wut‹, ›Stärke demonstrieren‹ und ›Stolz‹ (vgl. Koch-Priewe u.a. 2009: 128 ff.). Die quantitative Jungen-Studie von Koch-Priewe u.a. (2009; n= 1521)¹⁸ zeigt zudem, dass knapp

17 Dies bedeutet allerdings nicht, dass die in dieser Zeit gemachten gewaltbezogenen Erfahrungen nicht (auf problematische Weise) fortwirken und latent präsent gehalten werden. Z.B. fand Detlef Pech in einer qualitativen Studie zu sogenannten ›neuen Männern‹ und Gewalt heraus, dass die Befragten aktiv Distanz zur Gewalt als Mittel zur Konfliktlösung suchen, gleichzeitig aber an der Anwendung körperlicher Gewalt als möglichem Verlauf ihres individuellen Handelns in ihrer männlichen Selbstwahrnehmung festhalten (vgl. Pech 2002: 155).

18 Die Studie ist eine der wenigen größeren reinen Jungenstudien und umfasst mit dem Altersspektrum 14 bis 16 Jahre genau das Alter, in welchem auch die in meiner Studie untersuchten Jugendlichen sind. Die Studie differenziert die Befragten danach, ob ›beide Eltern aus Deutsch-

ein Fünftel der Schüler auf Beleidigungen mit einer Grenzziehung reagiert (»Wenn mich jemand beleidigt, sage ich, er [sic] soll das lassen«, ebd.: 145), ein knappes Achtel mit Nichtbeachtung (ebd.). Aggressivere Akte wie Beschimpfen, Bedrohen und Schlagen werden demnach als Handlungsmöglichkeiten eher gewählt als kritisierende oder ignorierende Reaktionen. Die Autor_innen stellen eine Diskrepanz fest zwischen dem Ausmaß der Beteiligung an Raufereien und Kämpfen und der Angabe von Bedrohungsgefühlen: Nur 12% der Jungen in der Studie erklären, dass sie nie in schwere Kämpfe verwickelt waren (ebd.: 131); auf eine weitere Frage nach der Beteiligung an harmlosen »Kloppereien«, geben 36% an, dass sie nie Teil einer solchen waren (ebd.: 154). Zugleich fühlen sich 77% der Jungen nicht bedroht, was vor dem Hintergrund dessen, dass »Verteidigung« eine wichtige Begründung für die Involvierung in Kämpfe ist, auffällig erscheint. Die Autor_innen vermuten zum einen, dass diese Diskrepanz darin begründet liegen mag, dass leichtere körperliche Auseinandersetzungen, in die viele Jungen verwickelt sind, nicht als bedrohlich wahrgenommen werden (ebd.: 153). Eine weitere These ist die, dass Jungen aufgrund internalisierter geschlechtsbezogener Normen Gefühle wie Unsicherheit oder Hilflosigkeit weder vor sich selber noch vor andern zugeben würden (ebd.: 154). Beide Thesen verbinden sich mit der Beobachtung vom Forschungsverbund Gewalt gegen Männer (2004: 17), die auch die höhere Anzahl von Jungen erklären kann, die ihre Abstinenz von harmlosen Kämpfen angeben: Vorfälle können »zu normal« sein, um von Männern und Jungen als Gewalt (oder Bedrohung) angesehen zu werden, weil sie mit den Erwartungen an eine männliche Performanz übereinstimmen. Jungen könnten sich also besser an ernste Situationen erinnern als an Situationen, die sie als harmlos oder normal empfinden. Das könnte bedeuten, dass harmlose Kämpfe häufiger stattfinden, als die Angaben vermuten

land« kommen, »Eltern aus der ehemaligen UdSSR und dem europäischen Ausland« sowie nach »Eltern aus der Türkei oder Staaten des arabischen Sprachraums« und nimmt damit in ihrer Anlage bereits eine homogenisierende, eurozentristische Einteilung vor, die das Reproduzieren von Klischees nahelegt, und wenig sensibel für andere Familienformen als die Zwei-Eltern-Version ist. Oft werden die Jungen ohne »Migrationshintergrund« als Norm gesetzt und es gelingt kaum, das Zusammenspiel von ethnisierter Herkunft und Bildung zu greifen. Herkunft wird teilweise eng an Gewaltaffinität gekoppelt, während die Schule als moderierender Faktor erscheint und z. B. »bei Jungen mit Migrationshintergrund in bestimmten Bereichen mentale Umorientierungen« (ebd.: 147 f.) auslösen könne. Während in der Studie von Koch-Priewe u. a. migrationsbezogene Unterschiede in der Gewaltaffinität gefunden werden, kommen andere Studien, die ebenfalls nach deutschen, türkischen und osteuropäischen/russischen Zugehörigkeiten differenzieren, nicht auf signifikante Unterschiede (vgl. z. B. Karayaz 2013).

lassen, und sich nicht alle Jungen trotz gewaltdistanzierter Einstellung von körperlichen Konfrontationen fernhalten können. Dies gilt es hinsichtlich der Frage nach Nichtgewalttätigkeit anzuerkennen, denn diese kann sich nur ausprägen, wenn auch gewalthaltige Situationen vorhanden sind.

Die Studie von Koch-Priewe u.a. (2009) zeigt, dass zwischen der Schulform und dem Einsatz von Gewalt ein Zusammenhang besteht (vgl. ebd.: 128 f.), was darauf hindeutet, dass die Schule als Institution an der Vermittlung einer bestimmten ›Gewalt(losigkeit)s-kultur‹ mitwirkt, und für Gewalthandeln oder seine Abwesenheit je nach Schulumilieu unterschiedliche Bedingungen vorherrschen (vgl. Kassis u.a. 2010). Ein Zusammenhang mit der jeweiligen Schule und Schulform gilt auch für die Ausgestaltung von Männlichkeit im Rahmen der jeweiligen Schulform. So weist Helfferich (2012) darauf hin, dass Bildungsaspirationen und Männlichkeit zwar oft als Spannungsverhältnis thematisiert würden (vgl. Breidenstein/Kelle 1998, Frosh u.a. 2001, Phoenix/Frosh 2005, Budde 2005), es sich aber um ein komplexes Verhältnis handelt, das sich je nach Kontext unterschiedlich gestaltet. An Gymnasiasten werden andere Passungsanforderungen gestellt als an Hauptschüler. Bildungsmarginalisierte Jungen konstruieren Männlichkeit beispielsweise kollektiv als Coolness und Bildungsdistanz (vgl. Helfferich 2012: 77, Wellgraf 2012). Dabei ist anzumerken, dass Schul(form)en auch ein unterschiedliches Maß an (gewaltaffiner) Verletzungsabwehr produzieren und der Blick auf Diskriminierungserfahrungen der Schüler_innen innerhalb der Schule bzw. durch die Schule vor allem in der quantitativen Forschung oft ausgespart wird (z.B. in Koch-Priewe 2009, Tillmann u.a. 2007). Mirja Silkenbeumer (2016: 59) konstatiert für die Forschung zu Jugendgewalt, dass seit den 1990er Jahren zwar strukturelle Bedingungen wie soziale Ungleichheit, Marginalisierung und Diskriminierung einbezogen werden. Sie gelten als Faktoren, die potenziell die Entstehung von Gewalt beeinflussen, nicht aber als Gewalt selbst. Unter intersektionaler Perspektive ist hier zu fragen, inwieweit der Blick auf (physische) Gewalt und soziale sowie ethnisierte Differenzen von einem Blick auf die Herstellung von Geschlechterungleichheit und Heteronormativität ›ablenkt‹ und wie Gewaltforschung betrieben werden kann, die sowohl strukturelle als auch interpersonale Gewalt einbezieht.